

Obdachlos in Seattle

Unterwegs auf den Straßen Seattles

Wohnungslos in Seattle

Seattle ist dank Unternehmen wie Amazon eine florierende Stadt. Der Tech-Boom sorgt aber nicht nur für tolle neue Restaurants und glänzende Bürotürme, er drängt auch immer mehr Menschen an den Rand – weil sie sich das Leben in Seattle nicht mehr leisten können. Die Zahl der Obdachlosen steigt seit Jahren, obwohl wegen des Wohnungsmangels sogar schon der Notstand ausgerufen wurde. Unterwegs auf den Straßen Seattles.

Es sind kleine Szenen, die zeigen, wie groß die Not in Seattle ist. Ein christliches Männerwohnheim an der Ecke 1st Avenue und Pioneer Square, Downtown. 141 Betten stehen in dem alten Klinkerbau. Von Morgens bis zur Kaffeezeit ist der Ort für Gäste offen, es gibt Frühstück, ein warmes Mittagessen, wer will, kann duschen oder sich bei Papierkram helfen lassen. Auf dem Gitterrost vor dem Haus liegt ein Mann, vielleicht 30 Jahre alt, nur mit dünner Stoffhose und Pullover bekleidet, bei 3 Grad und Sprühregen, das Gesicht auf dem Boden, er zittert. Als ein Mitarbeiter der Einrichtung darauf angesprochen wird, schaut nach draußen und spricht den Mann an. Der murmelt etwas. „Er sagt, er ist okay – hier liegen einfach viele Menschen auf dem Bürgersteig, sorry, ich muss weiter“, sagt der Mann aus der Notunterkunft, und geht wieder hinein.

Wer kann sich eine Durchschnittsmiete von 2000 Dollar leisten?

Im Jahr 2015 hat die Stadt Seattle einen Notstand ausgerufen. Ein Eingeständnis des eigenen Versagens, und ein Mittel, weitere Gelder für den Kampf gegen die Wohnungsnot bereitzustellen zu können. Denn das Wohnen in der Stadt ganz im Nordwesten der USA können sich immer weniger Menschen leisten. Seit 2011 hat sich die Durchschnittsmiete praktisch verdoppelt. Aus der Stadt, die früher vom

Hafen und vom Flugzeugbauer Boeing lebte, ist längst eine Tech-Metropole geworden. Mit Microsoft im Vorort Redmond begann das in den achtziger Jahren, der Aufstieg von Amazon mit seiner Zentrale in Seattle erhöhte das Tempo in den letzten Jahren drastisch. Die Mitarbeiter des Quasi-Internetmonopolisten können sich die mehr als 2000 Dollar Durchschnittsmiete meist prima leisten. Wer aber für Amazon die Waren ausliefert, oder Bäcker ist oder Krankenschwester, der kommt da selbst bei einer Vollzeitstelle mit dem neuen Amazon-Mindestlohn von 15 Dollar gerade so drüber. Große Teile der klassischen Mittelschicht können sich kein eigenes Apartment mehr leisten.

Mehr als 11.000 Menschen in Seattle und der Umgebung sind wohnungslos. Ein Krankenhausaufenthalt, den die Kasse nicht bezahlt, die Sucht-Epidemie, die längst auch die Mittelschicht erfasst hat oder eben die Verdrängung, weil ein Apartmenthaus einem Bürokomplex im Weg steht – es gibt viele Wege, die den Menschen in Seattle die Wohnung kosten kann. Viele haben trotz eines Jobs oder sogar zweien keinen Wohnungsschlüssel in der Tasche. Rund die Hälfte der Wohnungslosen lebt direkt auf der Straße – in Zelten, in mit Planen überdeckten Baracken am Straßenrand, in Verschlägen, vor dem Eingang eines geschlossenen Geschäfts. Wer abends durch die Straßen Seattles geht, sieht die beschlagenen Scheiben mancher parkender Autos – jedes ein Obdach für Menschen ohne Wohnung.

Seattle toleriert endlich Lösungen auch abseits der Vorschriften

Die meisten Zelte in Seattle stehen unter auf einem Fleckchen Staub wie dem Platz unter einer Brücke. Ein Ort, der der Stadt gehört, und die Obdachlosen somit mit mehr Milde rechnen können als auf einem Privatgelände. Und es gibt die Zeltstädte. Viele der sogenannten

illegalen Siedlungen hatte die Stadt immer wieder räumen lassen. Heute toleriert sie zumindest einige der Camps, ein halbes Dutzend ist es momentan. Eines ist das Camp Second Chance. „Please don't sweep our safe solution“ steht auf einem Holzschild am Zaun“, eine Bitte, ihre sichere Lösung nicht einfach plattzumachen. Das Camp der zweiten Chance liegt am Meyers Way im Süden der Stadt, unweit der beiden Flughäfen. Wer hier rein will, muss am Sicherheitsdienst vorbei. Am Eingang ein offenes Zelt, in dem die Bewohner kochen können, hier stehen auch Kühlschränke und Regale voller Essensspenden. Ein Zelt weiter ist die Kleiderkammer, daneben ein Zelt mit Computern. In der Mitte ein Weg aus Kies und Matsch, dann beginnen die Zelte und Häuser, in denen die Bewohner von Camp Second Chance wohnen.

Das Camp gilt als Erfolgsgeschichte in der Stadt. 60 Menschen leben hier, ihre Zelte und die alten, undichten, muffigen Holzhütten werden nach und nach durch neue Holzhäuser ersetzt. Es ist auch ein Ort gegen das Allein-Sein. „Wir sind hier eine Gemeinschaft“, sagt Camp-Manager Eric Davis. Er hat das Camp mit zwei Mitstreitern gegründet. „Wir lieben dich, ob du willst oder nicht“, sagt der breitschultrige Mann. Davis ist die gute Seele des Camps, das sagen eigentlich alle, die an diesem Dienstagmorgen in einem offenen Zelt auf Sesseln und Plastikstühlen sitzen, einer Art überdachter Veranda. Er schaut ins Zelt, wenn jemand länger nicht mehr bei den anderen war, er klopfte an eine der Hütten, wenn er glaubt, der Bewohner könnte die Jobsuche intensiver angehen. Vor Davis gibt es kein Entrinnen, denn der Mann, der lange auf der Straße gelebt hat, der die Sucht kennt, der wohnt heute in der kleinen Hütte mit der Nummer 1.

Es ist ein demokratisches Camp, das ist Davis wichtig. Jeden Mittwoch um 18 Uhr

treffen sich die Bewohner zur Versammlung, jeder hat eine Stimme. „Die Leute sollen hier auch lernen, dass ihre Stimme zählt, dass sie ein Mensch sind, der etwas zählt“, sagt Davis. Fast die Hälfte der Bewohner von Camp Second Chance arbeitet Vollzeit, viele besuchen eine Schule oder Fortbildungen. Im Zeltlager sind Alkohol und Drogen verboten. „Die Menschen sollen hier klarkommen“, sagt er. Viele haben, wie er Suchterfahrungen, und davon sollen sie weg kommen, sich stabilisieren.

Aus der Zeltstadt wird eine Holzhaus-siedlung – mit ungewisser Zukunft

Die Bewohner kümmern sich um ihr Camp, die Stadt versorgt es mit dem Nötigsten, zahlt etwa die Klohäuschen und lässt die Wassertanks auffüllen. Wie so oft in den USA, dem Land, in dem der Staat noch schlanker ist als er etwa in Deutschland seit Jahren gemacht wird, geht auch in Seattle nichts ohne die Volunteers. Die Kultur des Helfens ist schon in der Schule verankert.

Tomasz Biernacki ist einer der Freiwilligen im Camp Second Chance, die aus dem Zeltlager langsam eine Siedlung mit stabilen Holzhäusern machen wollen. Biernacki ist als Zehnjähriger mit den Eltern aus Polen nach Amerika ausgewandert. Er kennt das Leben an der Armutsgrenze, sein Vater kümmerte sich um den Abriss von mit Asbest verseuchten Häusern, seine Mutter putzte in reichen Haushalten, das Geld war trotzdem meistens knapp. Vor zwei Jahren hat Biernacki sein Unternehmen verkauft, das etwa 3D-Animationen für Unternehmen hergestellt hat. Weil er mit 40 Jahren nicht nur rumsitzen wollte, machte er sich an ein Herzprojekt – einen Dokumentarfilm über Verdrängung und die Obdachlosen seiner Heimatstadt Seattle. Während der Arbeit an „Trickle Down City“ merkt er, dass er nicht nur Beobachter sein will. „Es ändert nichts, wenn man nur eine Meinung hat – man muss auch etwas machen“, sagt Biernacki. Er sieht die Menschen, die im Camp Second Chance Holzhäuser bauen. Freiwillige mit viel Enthusiasmus, aber wenig Ahnung. Biernacki hat lange als technischer Zeichner im Architekturbereich gearbeitet, hat 3D-Modelle erstellt und selbst Häuser ausgebaut. Er merkt: Hier kann ich helfen.

In den letzten Monaten hat er den Arbeitsprozess so umgestaltet, dass

hier auch möglichst viele Ungelernte so arbeiten können und sich möglichst wenige dabei verletzt, sagt Biernacki, und lacht. Zwei Häuser stehen gerade in den großen weißen Halbbrundzelt mit den Heizstrahlern an der Decke. Drei Tage braucht das Team von Freiwilligen für ein Haus.

Woody ist die nächste auf der Liste, ihr Haus hat schon ein Dach und Fenster und einen hölzernen Fußboden, indirektes Licht unter der Decke und ein Lüftungssystem, damit es im kleinen Raum nicht schimmelt. Woody mag Woody Woodpecker, den Comic-Specht, so sehr, dass sie von allen nur so genannt wird. Sie trägt einen rosa Trainingsanzug und Fellstiefel. Woody geht es körperlich nicht gut, eine Operation steht bald an. Die Bustickets, die sie hier gratis bekommt, kann sie nicht nutzen, weil sie Menschenmengen meidet wegen der posttraumatischen Belastungsstörungen, unter denen sie leidet. Sie freut sich auf das neue Zuhause. Und doch weiß sie nicht, wie die vielen anderen, wie lange sie hier bleiben kann, wie lange das Camp geduldet wird. Die Stadt hat das Camp gerade für sechs weitere Monate geduldet.

Auch in Seattle gilt: Straße macht krank

In Seattle fehlende Tausende bezahlbare Wohnungen. Wohnungen für Menschen, die weniger als die Hälfte des Durchschnittseinkommen der Region zur Verfügung haben. Manche landen nach einer Mieterhöhung, nach einer OP, die die Krankenkasse nicht zahlt, einfach auf der Straße. Wer dann Glück hat, gerät an eine der Hilfsorganisationen wie Compass Housing Alliance. Die betreibt Notschlafstellen, Suppenkühen, Orte zum Duschen und dauerhafte Wohnungen für Familien, Veteranen und ein Apartmenthaus speziell für Menschen über 70. Dazu kümmern sich die Mitarbeiter um Bankgeschäfte, die Dexter Avenue ist für viele Wohnungslose die offizielle Wohnadresse, für Post und Bewerbungen.

Dexter Avenue, Downtown, die Space Needle, Aussichtsturm und Wahrzeichen der Stadt, steht praktisch nebenan. Vor der Tür der kleine Denny Park, in Sichtweite einige Amazon-Gebäude, nebenan ein neues Apartmenthaus – die kleinen Wohnungen kosten 2000 Dollar Miete im Monat. „Dafür braucht man 6000 Dollar

Einkommen“, sagt Teena Ellison und fragt, wer sich das denn bitte leisten können soll. Die Menschen, mit denen sie jeden Tag zu tun hat, jedenfalls nicht. Ellison ist bei Compass als Director of Housing für die Wohnungen der Organisation verantwortlich. Etwa 100 Obdachlose wohnen im Gebäude, in dem Ellison ihr Büro hat. Darunter viele Familien, in denen die Eltern arbeiten und die Kinder zur Schule gehen.

Housing first ist auch hier der Ansatz. Ein Dach über dem Kopf, egal, welche Probleme es sonst noch gibt. Dann soll ein enges Netz an Hilfsangeboten greifen. Denn wie überall auf der Welt gilt erst recht im so kalten, regnerischen Seattle: Straße macht krank.

Die Bewohner beim Compass zählen zu der Hälfte der Wohnungslosen, die immerhin nicht auf der Straße leben. „Es dauert, Vertrauen aufzubauen“, sagt Ellison. Die Menschen, um die sich lange niemand gekümmert hat, haben oft Vorbehalte. Was wollen die von mir? Bei der kirchlichen Organisation gibt es die Sorge, in den Gottesdienst gehen zu müssen oder gar missioniert zu werden.

„Jedes Kind in Seattle verdient es, so behandelt zu werden wie die Kinder von Bill Gates“

Die Hilfestellung berührt alle Lebensbereiche – etwa, wie man Streit mit den Nachbarn schlichtet. „Gibt es auf der Straße Stress, ziehen die Leute mit dem Zelt einfach weiter“, sagt Ellison. In einem Apartmenthaus geht das nicht. „Jedes Kind in Seattle verdient es, so behandelt zu werden wie die Kinder von Bill Gates“, sagt Teena Ellison. Der Milliardär Gates hat Microsoft im Vorort Redmond aufgebaut, den Tech-Boom eingeläutet und lebt in der Region.

Sie könne den ganzen Tag Erfolgsgeschichten erzählen, sagt Ellison, und berichtet von einem Mann, den sie als 18-jährigen Obdachlosen traf und der später Immobilienmakler wurde. Aber Erfolg, das sei auch immer eine Frage der Perspektive. Wenn ein Obdachloser mit Nierenproblemen sich gegen medizinische Behandlung wehrt und sie ihn dazu bewegen kann, einmal in der Woche zur Dialyse zu gehen – das sei doch genauso ein Erfolg wie der Wohnungslose, der zum Wohnungsmakler wird. d